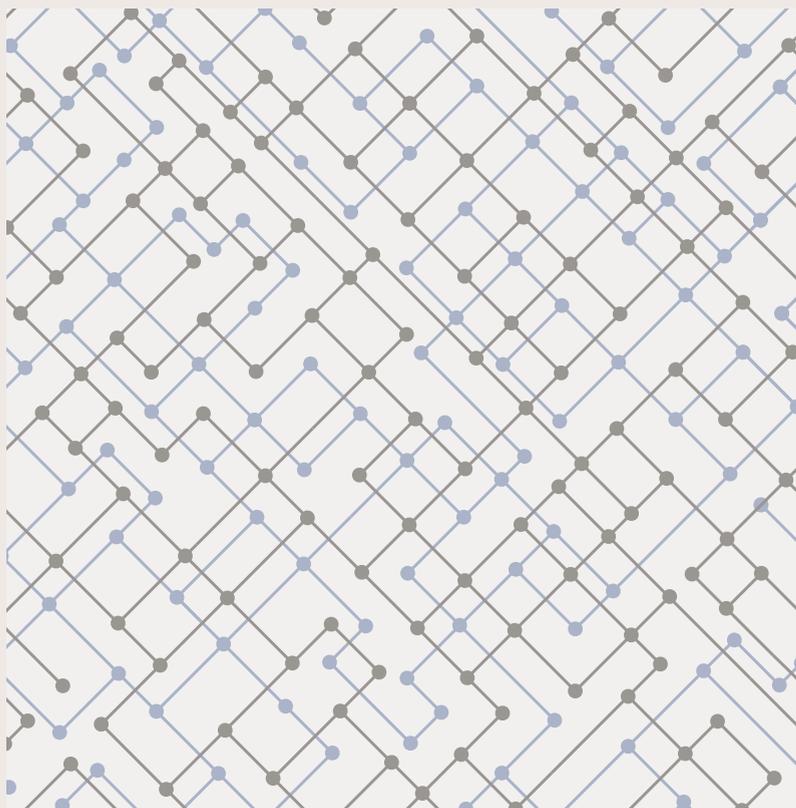


Andreas Spengler

Das Selbst im Netz

Zum Zusammenhang von Sozialisation, Subjekt,
Medien und ihren Technologien



Andreas Spengler
Das Selbst im Netz

PÄDAGOGIK UND ETHIK

Herausgegeben
von
Eva Matthes, Guido Pollak und Werner Wiater

BAND 10

ERGON VERLAG

Andreas Spengler

Das Selbst im Netz

Zum Zusammenhang von Sozialisation, Subjekt, Medien
und ihren Technologien

ERGON VERLAG

Zugl.: Passau, Univ., Diss., 2017

Umschlagabbildung: © muuraa - iStockphoto

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Ergon – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2018

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlages.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und für Einspeicherungen in elektronische Systeme.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz: Ergon-Verlag

Umschlaggestaltung: Jan von Hugo

www.ergon-verlag.de

ISSN 1866-4881

ISBN 978-3-95650-386-3 (Print)

ISBN 978-3-95650-387-0 (ePDF)

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung: Wozu Kritik?	11
2	Vom Individuum zur Gesellschaft	17
3	Vom Sozialisationsbegriff zum Modell der produktiven Realitätsverarbeitung	33
3.1	Der klassische Sozialisationsbegriff	41
3.1.1	Die französische Perspektive: Émile Durkheim	41
3.1.2	Die deutsche Perspektive: Georg Simmel	55
3.2	Der moderne Sozialisationsbegriff	68
3.2.1	Eine Theorie auf Schultern von Riesen	68
3.2.2	Sozialisation als produktive Realitätsverarbeitung	93
3.2.2.1	Sozialisation – Metatheorie und Forschungsprogrammatische	94
3.2.2.2	Sozialisation – Ein gegenwärtiger, umfassender Definitionsversuch	105
3.2.3	Die besondere Rolle der Medien	134
3.3	Sozialisation, Erziehung und Bildung: Ein Abgrenzungsversuch	149
3.3.1	Erziehung und Sozialisation	152
3.3.2	Bildung und Sozialisation	155
4	Vom Individuum zum Subjekt	167
4.1	Subjekt: Eine Annäherung	170
4.2	Die Erkenntnis des Subjekts – Das Subjekt der Erkenntnis	177
4.3	Sozialisation und Subjektivierung	213
5	Das vernetzte Selbst	233
5.1	Die Lebenskunst der Antike	235
5.2	Vom Hirten und seiner Herde zum vernetzten Unternehmer	255
5.3	Der Aufstieg des Netzwerks	278
5.3.1	Die Techniken der Vernetzung	280
5.3.1.1	Technik – Techniken – Technologie	284
5.3.1.2	Oralisierung	290
5.3.1.3	Literarisierung	290
5.3.1.4	Elektrifizierung	298
5.3.1.5	Massenkultivierung	303

5.3.1.6 Digitalisierung	331
5.3.1.7 Konnektierung	350
5.3.1.8 Hybridisierung	373
5.3.2 Die Regierung des Netzwerks	389
5.3.2.1 Algorithmen: Die Regierung der instrumentellen Vernunft	392
5.3.2.2 Social Web: Die Regierung des Persönlichen	399
5.3.2.3 Smartphones: Die Regierung des Sammelns und der Gadgets	412
5.3.2.4 Apps: Die Regierung der Kulturprogramme	421
6 Ableitung: Wozu erziehen?	433
7 Literatur	441

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

Tab. 1	Prämissen einer Analytik der Subjektivierung nach Saar (2013)	220
Abb. 1	Subjektivierung und Objektivierung durch Digitaltechnologie	347
Abb. 2	Barans Netzwerktypen (Eigene Darstellung nach Baran 1962)	356
Abb. 3	Aufbau einer Internetadresse	370
Abb. 4	Visualisierung der Knotenpunkte eines, mit 604 weiteren verknüpften, Facebook-Accounts	409

„Die ›Form‹ der Welt wird vom Menschen weder im Denken noch im Tun, weder im Sprechen noch im Wirken einfach empfangen und hingenommen, sondern sie muß von ihm ›gebildet‹ werden“
(Cassirer, 1930, S. 150).

„Das philosophische Problem, das sich uns ganz unvermeidlich aufdrängt, ist die Frage nach unserer Zeit und danach, was wir in diesem Augenblick sind“
(Foucault, 1982 b, S. 250).

„Wer die Wahrheit übers unmittelbare Leben erfahren will, muß dessen entfremdeter Gestalt nachforschen, den objektiven Mächten, die die individuelle Existenz bis ins Verborgenste bestimmen“ (Adorno, 2003 a, S. 13).

„Wenn alles, was Leute auf diesem Planeten reden, in Bits aufgegangen sein wird, ist Alan Turings Universale Diskrete Maschine vollbracht“
(Kittler, 1990, S. 252).

„Wenn sowohl Maschinen als auch Menschen sozialisierbar sind, dann müssen wir uns fragen, in welcher Weise die Sozialisation des Menschen notwendig anders abläuft als die der Maschine“
(Weizenbaum, 1977, S. 279).

„Der moderne Mensch hat vieles von seiner Subjektivität an die von ihm geschaffene Realität abgegeben, und deshalb glauben manche, daß Subjektivität überflüssig geworden sei. Aber diese Realität hat sich anders entwickelt, sie ist ihm entglitten, und deshalb bleibt Subjektivität notwendig“
(Geulen, 1999, S. 22).

1 Einleitung: Wozu Kritik?

Warum ich mein »Handy« immer streichle, fragte mich noch vor wenigen Jahren meine verwunderte Großmutter. Kurz zuvor hatte ich dem ratlosen Nachbarkind noch erklärt, dass man, um bei Oma telefonieren zu können, nicht tippen, sondern den Finger auf der gewünschten Zahl der Fingerlochscheibe im Uhrzeigersinn drehen müsse. Drei verschiedene Generationen, das gemeinsame Anliegen, mit der Welt in Verbindung zu bleiben und zwei unterschiedliche Stufen medientechnologischer Entwicklung dazu stehen sich in diesem Beispiel gegenüber. Während die Großmutter ziemlich genaue Vorstellungen davon hat, wen sie unter welcher Nummer wo und vor allem zu welcher Uhrzeit anrufen *kann* und *darf*, weiß das Nachbarkind, dass seine Freunde *immer* erreichbar sind. Außer der Akku ist leer. Beide Menschen, die zur selben Zeit auf dem gleichen Planeten leben, scheinen, wenn sie sich gegenüberstehen, Welten zu trennen: die Eine sieht vielleicht ein »mediensüchtiges« Kind mit wenig Manieren, der Andere eine alte Frau, die keine Ahnung mehr hat, was in ihrer Welt los ist und wie sie funktioniert. Kurzum fragt sich die Eine, was *die* Medien mit *den* Menschen machen, während der Andere darüber verwundert ist, was *die* Menschen mit *den* Medien machen.

In diesem, aus dem Alltag gegriffenen Beispiel, verbergen sich zentrale Phänomene der Gegenwart. Beiden Menschen ist gemeinsam, dass sie mit ihrer Umwelt verbunden bleiben wollen. Beide sind in eine Gesellschaft hineingewachsen, die ohne Medien und Technik nicht möglich wäre. Doch beide scheinen Gesellschaft unterschiedlich zu interpretieren und den Umgang mit Medien und Technik anders erlernt und verinnerlicht zu haben. Während die eine Seite mehr daran interessiert ist, die neuesten Funktionen der Technologie im eigenen Alltag zu unterzubringen, steht die andere dem eher ablehnend gegenüber.

Der reziproke Einfluss von Mensch und Medien – mit wechselnder Akzentuierung – ist von Beginn an einer der Hauptuntersuchungsgegenstände der Medienpädagogik. Die jüngere Forschung, nicht nur in der Medienpädagogik, vernachlässigte mit einer an diesen Zusammenhängen ausgerichteten Orientierung jedoch zunehmend ihre kritische Funktion. Mit einer Überbetonung standardisierter empirischer Forschung, scheint es manchmal als wären Theoriebildung und vor allem Gesellschaftskritik im Wissenschaftsbetrieb zu Auslaufmodellen degradiert. »Funktionale« Korrelationen, hervorgebracht vom Computer, scheinen ertragreicher zu sein, als eine Kritik des Bestehenden, die nach Ursachenzusammenhängen fragt und zu deren Tagesgeschäft Widersprüche zählen. Im Rahmen der Freiheit von Forschung und Lehre kommt Kritik als der lästig-querulante Ziehsohn drittmittelgestützter Projektorientierung auf Basis befristeter Verträge daher. Wie die aktuelle Diskussion in der Medienpädagogik jedoch belegt, droht

dabei rasch die reflektierende Durchdringung der eigenen Begriffe und Ansprüche in Vergessenheit zu geraten:

Relevante Teile der Medienpädagogik haben nach der paradigmatischen Wende von der Frage ‚Was machen die Medien mit den Menschen?‘ hin zur Frage ‚Was machen die Menschen mit den Medien?‘ die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Veränderungsprozessen subjekttheoretisch verkürzt geführt. Ohne in deterministische Positionen zurückzufallen scheint es notwendig, den strukturellen Einfluss von Medien auf Denk- und Verhaltensweisen von Menschen und die Relevanz unterschiedlicher sozialer, bildungsbezogener und anderer Ressourcen für Bildungsprozesse nicht zu unterschätzen. Mediale Strukturmuster im Kontext gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse herauszuarbeiten und zu reflektieren, ist eine wichtige Aufgabe der pädagogischen Medienkritik. (Niesyto, 2017, S. 5)

Damit konturiert sich das zentrale Anliegen dieser Arbeit: Ein kritisches Durchdringen jenes Einflusses von Medien und Machtverhältnissen sowie die Diskussion dessen, was es gegenwärtig bedeutet, »Subjekt zu sein«. Vor allem Letztes ist ein paradoxaler Anspruch der Pädagogik – sollte doch am Ende jeder Erziehung und Bildung ein mündiges »Subjekt« erscheinen, wie man es seit der Aufklärung kennt.

Die Medienpädagogik trägt sicherlich indirekt mehr und minder zu diesem Bild bei, indem zum einen implizit und explizit auf Subjektkonzeptionen der Aufklärung zurückgegriffen wird, ohne dass (wie in anderen sozialwissenschaftlichen Teildiskursen) eine Auseinandersetzung mit deren Kritik erfolgt, und zum anderen dadurch, dass im öffentlichen Diskurs mit entsprechenden Begriffen operiert wird, ohne dass [...] eine nähere theoretische Bestimmung erfolgt. (Kammerl, 2017, S. 31)

Die Notwendigkeit kritischer Auseinandersetzung mit den eigenen Begrifflichkeiten wird in dieser Forderung evident. Für die Gegenwart maßgebend, ist hierbei das Verhältnis von Subjekt, Medien und Gesellschaft. Eine Sozialisation, verstanden als ein In-die-Gesellschaft-Wachsen, kann sich nicht außerhalb dieser Verhältnisse abspielen. Bildung und Erziehung scheinen heute mehr denn je auf Medien angewiesen und münden in das Dilemma, Potentiale der Befreiung und Unterwerfung in sich zu vereinen. Zentrale Aufgabe der Medienpädagogik ist es, diesen Zusammenhang zu erforschen. Woraus sich dann übergeordnet die Frage nach dem Verhältnis von Medien, Technologie, »dem« Subjekt und Sozialisation ergibt, um Ansprüche an und Aufgaben von gegenwärtiger (pädagogischer) Vergesellschaftung konturieren zu können. Um dies zu bewerkstelligen, genügt ein empirischer Blick auf die Gegenwart allein *nicht*. „Sich mit möglichen Verhältnisbestimmungen [...] im Interesse voller menschlicher Subjektivität zu befassen, führt zu der Aufgabe, deren je eigene Dialektik[...] in den jeweiligen Konstellationen historisch konkret zu analysieren“ (Sünker, 1999, S. 327), um deren Werdegang und ihre momentanen Ausprägungen verstehen zu können. Wohlwissend, dass diese Ansprüche niemals gänzlich zu erfüllen sind. Der Versuch, Antworten auf diese Desiderate zu finden, ist im vorliegenden Fall folgendermaßen strukturiert:

In einem ersten Schritt wird ein Verständnis über den Zusammenhang von Individuum und Gesellschaft konzipiert, um daran anknüpfend den Begriff »Sozialisation« kritisch zu betrachten. Hierbei ist es unumgänglich, einen Blick auf seine Geschichte zu werfen. Eine besondere Würdigung und kritische Diskussion erfahren Émile Durkheim und Georg Simmel, die diesen Begriff mitbegründeten und für wissenschaftliche Forschung fruchtbar machten. Im Zentrum steht anschließend ein wissenschaftsgeschichtlicher Überblick zur Entwicklung der Sozialisationsforschung wie -theorie, um verstehen zu können, welches Verständnis von »Sozialisation« den gegenwärtigen Diskurs prägt und wie sich dieses entwickelte. Dabei wird sich zeigen, dass Klaus Hurrelmanns »Modell der produktiven Realitätsverarbeitung« seit den 1980er Jahren eine Metatheorie und Forschungsprogramm liefert, die kontinuierlich weiterentwickelt wird. Die Diskussion dieses Modells wird insbesondere hervorbringen, dass Medien in ihm oftmals zu kurz kommen und ihnen, lediglich als Massenmedien und tertiäre Sozialisationsinstanz verstanden, zu wenig Beachtung geschenkt wird. Anhand des erarbeiteten Verständnisses von Sozialisation, ist dann zu diskutieren, wie Erziehungs- und Bildungsprozesse in diesem zu verankern sind. Von tragender Bedeutung für alle diese Prozesse wird das aus dem symbolischen Code einer Gesellschaft hervorgehende Wechselverhältnis mit Welt, als »Vernetzung« mit anderen und sich, sein. Ebenfalls wird sich zeigen, dass der Begriff »Subjekt« innerhalb der gegenwärtigen Theoriebildung von einer ehemals zentralen Position (»Sozialisation als Subjektwerdung«) zunehmend an die Ränder von Forschung und Theorie zu rücken scheint und uneinheitlich beziehungsweise verkürzt gebraucht wird.

Diese Entwicklung fordert geradezu eine kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff, um verstehen zu können, weshalb er seine Vormachtstellung verlor. Dies erfolgt in einem dritten Schritt, der sich dem dialektischen Begriff anzunähern versucht und zur Erkenntnis führen wird, dass das »Subjekt«, als Nebenprodukt der Erkenntnistheorie immer auch normativ geladene Aussagen über das jeweilige Bild einer Gesellschaft vom Menschen präsentiert. Um dies nachvollziehen und kritisch diskutieren zu können, werden zentrale Positionen der Wissenschaftsgeschichte und -theorie herangezogen, die die Entwicklung des Begriffs bis in die Gegenwart nachzeichnen lassen. Dabei wird sich zeigen, dass Subjektwerdung – verstanden als Sozialisation – nicht nur Aufschlüsse über die Entwicklung eines Individuums zum gesellschaftlich handlungsfähigen Subjekt geben, sondern vielmehr auch die Erwartungen an das Subjekt sowie die dafür bereitstehenden Strukturen offenlegen kann. Ein Subjekt ist in dieser Lesart Resultat soziokultureller Komplexitäts- oder Kontingenzreduktion, das über Medien durch Technologie mithervorgebracht beziehungsweise »angerufen« wird. Es ist daher prozessual und konstellativ zu verstehen – Subjekt ist man nicht, man wird es – und kann als Schnittmenge von Individuum und Gesellschaft *nie* »ein« universelles Subjekt sein.

Auf diesem Verständnis fußend ergibt sich bereits die Parallele von Sozialisation und Subjektivierung, die, in Anlehnung an Foucault und Adorno, methodisch angepasst zum »Analyseinstrument« für den letzten Teil der Arbeit entwickelt wird. Geeignet erweisen sich hierfür Foucaults weites Verständnis von »Regierung« – des Selbst und der Anderen – und »Techniken« – als Selbst-, Medien oder Sozialtechnologien –, die, als eine an den Gouvernementalitätsstudien orientierte Genealogie einer Subjektivierungsform, fruchtbar sind, um die soziokulturellen Anforderungen an Subjektwerdung, Bildung und Erziehung unter gegenwärtigen technologischen Bedingungen zu untersuchen. Mit diesen Vorüberlegungen gewappnet, lässt sich im letzten Teil der Arbeit das Verhältnis von Sozialisation respektive Subjektivierung, Medien und Technologie betrachten. Im Sinn einer genealogischen Analyse wird mit überzeichnendem Fokus auf »Vernetzung« die Geschichte der Medientechnologien untersucht. Am Beginn stehen dabei die »Technologien des Selbst« der Antike und deren Wandel zu neoliberalen »Regierungsprogrammen« eines unternehmerischen Selbst; sowie als deren kontinuierliche Gemeinsamkeit das In-Wechselwirkung-mit-sich-und-Welt-Treten und dessen Wandlungen. Den vorletzten Teilabschnitt der Untersuchung bildet eine, an diesen Überlegungen orientierte, Betrachtung medien- beziehungsweise technologiegestützter Vernetzung der Subjekte. Eine Erweiterung respektive Spezifizierung der Begriffe »Technik«, »Techniken« und »Technologie« im gesellschaftlichen Prozess eröffnet dann die Möglichkeit, den Zusammenhang lokaler Praktiken, soziokultureller Anforderungen und Umbrüche zu untersuchen. An diese Unterscheidung anknüpfend, wird der Fokus zunächst auf »allgemeine Medien« Sprache und Schrift gesetzt, um so die jüngeren Entwicklungen der Technologiesgeschichte und ihre Bedeutung für Subjektivierung zu untersuchen. Hierunter fällt zunächst im Rahmen von Bild- und Tonmedien der »Technologisierung« und der gestiegenen Aufforderung zu konsumieren eine tiefergehende Betrachtung zu, bevor unter »Digitalisierung« die Vorgeschichte der global gewordenen Gegenwart beschrieben werden kann. Dabei wird sich zeigen, dass im Rahmen der Digitalisierung und der Erweiterung sozialer Realität durch das Internet den Subjekten in dieser Form nie dagewesene Anforderungen wie Möglichkeiten gegenüberreten, die insbesondere pädagogische Vergesellschaftung betreffen. Im letzten Teilabschnitt werden mit »Algorithmen«, dem »Social Web«, »Smartphones« und »Apps« gegenwärtige, medientechnologisch gestützte »Regierungspraktiken« einer dauerhaften Verbundenheit zwischen sozialer Realität des Alltags und ihrer wechselwirkenden Erweiterung, dem Internet, untersucht und somit Ansprüche an das Subjekt der Gegenwart und die diese hervorbringenden Umwelten konturiert.

Die Untersuchung selbst verpflichtet sich, als »Kommentar« gegenwärtiger Selbst- und Weltverhältnisse, Kritischer Theorie im Allgemeinen und Kritischer Erziehungswissenschaft im Speziellen. Dieser »Kommentar« soll dazu dienen, „[...] sich dieser gesamtgesellschaftlichen Verantwortung einer ›kritisch‹ zu kon-

zeptualisierenden Erziehungswissenschaft erneut bewußt zu werden und daraus praktische, gesellschaftlich wirksame Konsequenzen zu ziehen“ (Sünker & Krüger, 1998, S. 8). Denn ohne diesen Selbstanspruch wäre jede Pädagogik, die sich selbst nicht als kritisch versteht und auch selbstkritisch reflektiert, affirmativ.

2 Vom Individuum zur Gesellschaft

„Die Welt ist alles, was der Fall ist“ (2003, S. 9), schreibt Wittgenstein als ersten Satz in seinem *tractatus logico-philosophicus*. Dieser Satz ließe sich, wie von Wittgenstein unternommen, wesentlich weiter ausdifferenzieren. Hier dient er, ihn in Überlegungen zu integrieren, wie der Mensch in eine Welt, in der doch alles der Fall sein kann, hineinwächst. Spätestens in einer global gewordenen Welt, scheint eben mehr der Fall zu sein, scheinen mehr »Tatsachen« zu existieren, als noch vor wenigen Jahrzehnten: Wir können durch technologischen Fortschritt schneller und weiter reisen und über Medien in Sekunden Informationen über den gesamten Planeten verbreiten. Vor allem informations- und kommunikationstechnologische Entwicklungen haben in den vergangenen 150 Jahren einen soziokulturellen Wandel initiiert, der sich unaufhörlich zu beschleunigen scheint und dessen Ende nicht absehbar ist. Gegenwärtige Sozialfiguren, wie »Hacker«, »Sampler« oder »Medienintellektuelle«, zeichnen, allein schon oft anhand ihrer Namen, den derzeitigen Stand dieser Entwicklungen nach. (vgl. Mobius & Schroer, 2010 & Frei & Mangold, 2015) Und selbst Bildungsprozesse scheinen heute vor nie dagewesenen Anforderungen zu stehen: Während Technologie vermeintlich alles erleichtern und vereinfachen kann, wächst andererseits die Menge der verfügbaren Dinge, Daten, Informationen, des möglichen Wissens; kurz: der Tatsachen. Das Individuum scheint in einer Art »double-bind« gefangen:

Die Konsequenz der durch die Beschleunigung des sozialen Wandels ausgelösten Empfindung, gleichsam in allen Lebensbereichen auf *slipping slopes* oder »rutschenden Abhängen« zu stehen, ist offensichtlich; die kulturelle Logik entspricht hier exakt der physikalischen: Die Akteure fühlen sich unter Stress und Zeitdruck gesetzt, mit den Veränderungen Schritt zu halten und Handlungsoptionen und Anschlusschancen nicht durch das Veralten ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten zu verlieren. (2012 a, S. 192)

Als treibende Kräfte dieser Entwicklungen werden grosso modo Medien betrachtet. Durch sie wird die angesprochene soziokulturelle Entwicklung erst möglich, genauso wie diese wieder neue Medien und Medienhalte hervorbringt. Wie bedeutsam eine Auseinandersetzung mit Medien wurde und ist, bezeugt die Ausdifferenzierung der Wissenschaft in verschiedene Subkategorien mit dem Präfix »Medien«. Hierunter fallen beispielsweise: *Mediensoziologie* (Jäckel, 2005; Ziemann, 2006), *Medienpädagogik* (Baacke, 1997 a; Sander, Gross & Hugger, 2007; Süss, Lampert & Wijnen, 2013), *Medienphilosophie* (Fietz, 1992; Münker, Roesler & Sandbothe, 2003; Hartmann, 2000), *Medienpsychologie* (Kagelmann, 1982; Bati-

nic & Appel, 2008) und viele mehr.¹ Selbst innerdisziplinäre Theoreme werden um jenes Präfix ergänzt und finden mitunter Einzug in die Alltagssprache; um ein paar Beispiele zu nennen: *Medienkompetenz*, (kulturell-ästhetische) *Medienbildung*, *Medienanalyse*, *Medienwirkung*, *Medienökonomie* – und eben *Mediensozialisation*. Der letztgenannte Begriff begründet bereits, ohne genauer definiert zu sein, die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit dem Einfluss von Medien auf Vergesellschaftungsprozesse. Am Anfang steht damit die Frage nach dem, aus dem all dies hervorgeht: Die Frage nach *Individuum und Gesellschaft*.

Im Zusammenhang von Individuum und Gesellschaft sticht zunächst das Wort »sozial« hervor. Im alltäglichen Sprachgebrauch steht es meist für die Beschreibung der Konstellation mehrerer Menschen oder eine solche Gesellschaft betreffender Zusammenhänge. Auffällig scheint, dass das Wort in der Alltagssprache meist positiv konnotiert wird; so gibt es zwar eine soziale Gruppe, jemand kann aber ebenso sozial sein oder für sein soziales Engagement geehrt werden. Wirft man einen Blick in das Grimmsche Wörterbuch der deutschen Sprache, findet man zum Begriff »sozial« folgende Angaben: Es handelt sich um ein Adjektiv, „was die *menschliche gesellschaft*, das zusammenleben der menschen und seine *staatlich-rechtliche* ordnung [...] betrifft“ (Grimm & Grimm, 1905, S. 1826). Im Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache wird »sozial« als „die Gesellschaft betreffend, gesellig“ definiert und darum erweitert, dass es aus dem Französischen stamme, wo es wiederum aus dem Lateinischen entlehnt wurde, dort als Adjektiv „sociālis, [...] socius ›teilnehmend, in Verbindung stehend, zugestellt.“ (Kluge & Seebold, 2002, S. 859) bedeute und von „socius“ abgeleitet sei. Mit dem lateinischen Wortlaut des Substantivs mag man umgangssprachlich zunächst den Beifahrer(-sitz) alter Motorräder oder den Partner innerhalb eines Unternehmens verknüpfen, doch beinhaltet die Bedeutung zusätzlich – vielmehr, mit gewandelter Perspektive, hauptsächlich – etwas Verbindend-Teilnehmendes. Klar tritt dies hervor, wenn man die Bedeutungsunterschiede beider Adjektive vergleicht. Obige Definition gilt gewissermaßen als kleinster gemeinsamer Nenner für beide Varianten. »Sociālis« wird im Einzelnen verwendet, als „die Gesell-

¹ Freilich gab es davor grundlegende Forschung die sich mit Medien aller Art auseinandersetzte und großen Einfluss auf die jeweiligen Disziplinen ausübt(e), den Begriff »Medien« jedoch nicht immer explizit im Titel trug oder als zentralen Betrachtungsgegenstand festigte – gedacht sei, unter vielen weiteren, exemplarisch an die Arbeiten von Habermas (1990), Riepl (1972), Benjamin (1963), Cassirer (2007), Bandura & Walters (1969), McLuhan (1969) oder Comenius (1910). Bei diesen Ansätzen fällt auf, dass sie Medien meist aus interdisziplinären Perspektiven betrachten und somit ein Netz um den Untersuchungsgegenstand spinnen, dessen Zentrum der Begriff »Medien« markiert. Umgekehrt ermöglicht die Betrachtung von Medien Rückschlüsse auf gesellschaftliche Teilbereiche. Diese Besonderheit belegt die Entwicklung der in den 1970ern eigenständig gewordenen Medienwissenschaft, die Bentele, Brosius und Jarren damit definieren, sowie ergänzen, dass sie sich zu dieser Zeit „auch institutionell in gewisser Weise etabliert [hat] – dies trotz großer Heterogenität und einiger Selbstverständnisdiskussionen, trotz Schwankens zwischen Selbstständigkeit und Integration in die (philologischen) Mutterdisziplinen“ (2013, S. 227).

schaft betreffend, gesellschaftlich, gesellig“ und socius, von dem es abstammt, als „teilnehmend, in Verbindung stehend, zugestellt“ (Georges, 1976, Sp. 2701–2702). Entlang weiterer Zuschreibungen, sozusagen als Nukleus, entschält sich eine vorangegangene Aktivität des Verbindens und Gemeinschaft-Herstellers. Das Historische Wörterbuch der Philosophie ergänzt diese Schlussfolgerung: Im römischen Sprachgebrauch wurde das Adjektiv „sociālis“ nur vereinzelt im Sinne von „gesellschaftlich“ benutzt, sondern viel eher dazu, den Bezug auf „Bundesgenossen“ zu etikettieren. Im Fortlauf des Eintrags, wird der etymologische Werdegang des Begriffs unter Berücksichtigung von Aristoteles, Augustinus, Thomas von Aquin, Rousseau und weiteren beschrieben. Gemeinsam ist ihren Positionen, das Soziale als quasi anthropologisches Konstituens zu setzen, das ein sine qua non menschlichen Miteinanders bildet. (Ritter & Gründer, 1995, S. 1113–1121) Mag dies zunächst tautologisch klingen, bleibt eben jene in ihren Partikularitäten divergierende Verwendung im alten Rom zu berücksichtigen sowie die spätestens mit respektive durch Aufkommen der Soziologie heutige. Denn das Lexikon zur Soziologie definiert dieses sozial als „gesellschaftlich im Gegensatz zu ‚individuell‘. Der Begriff verweist in sehr allgemeiner Weise darauf, dass er etwas mit den Beziehungen zwischen den Menschen zu tun hat“ (Lautmann, 2011, S. 621).

Denkt man Gemeinschaft oder Gesellschaft und damit das Soziale, kann dies unter diesen Prämissen nicht ohne den Einzelnen passieren. Das Individuum als Einzelnes verbindet sich mit anderen, wird oder vielmehr ist »sociāliter«, erschafft im reziproken Prozess Gemeinschaft beziehungsweise Gesellschaft. Ebenso interessant bleibt in diesem Kontext die lateinische Bedeutungszuschreibung für den Einzelnen als Konstituens jenes Prozesses. Hierzu sind die Wörter »sōlus« und Individuum voneinander abzugrenzen. Denn das lateinische Adjektiv »sōlus« beherbergt die Bedeutungen „ganz allein, einzig, bloß“ ebenso wie „alleinstehend, verlassen (ohne Freunde, Verwandte usw.)“ (Georges, 1976, Sp. 2721), um »socius« wie auch »sociālis«, die Kehrseite bedingend, sinngemäß zu Antonymen werden zu lassen. Andererseits reduziert das artverwandte, substantivierte Individuum als Unteilbares²³ (Georges, 1976, Sp. 202–203) sich formallogisch abgeleitet auf ein Einziges, einen kleinsten gemeinsamen Nenner – in die-

² Ergänzend zu erwähnen ist das Adverb indivisē, das neben ungeteilt ebenfalls gemeinschaftlich bedeutet. (Georges, 1976, Sp. 203) In ihm manifestiert sich das Bindeglied des oben beschriebenen Prozesses – das Individuum als Agens tut dies indivisē; eben in jener Doppeldeutigkeit, die sich, wenn oftmals nur latent, im Verhältnis des Einzelnen zu Welt respektive Gemeinschaft und umgekehrt ausdrückt.

³ Neben Individuum spielt insbesondere das Subjekt eine bedeutende Rolle. Für obige Argumentation zum Verhältnis von Einzelem und Gesellschaft ist jenes Spezifikum an dieser Stelle noch nicht zu erläutern. Aufgrund der dem Begriff Subjekt inhärenten Komplexität wird dies in Kap. 4 gesondert geschehen. Vorausblickend anzumerken bleibt, „daß Individuen zunächst Natur sind, die als vergängliche Basis der kulturell und sprachlich formierten Subjektivität eine kontingente und äußerst prekäre Grundlage bildet“ (Zima, 2010, S. 9).

sem Fall von Gesellschaft. In der Interaktion miteinander spannt sich eine Art Netz zwischen den individuis (solis) und macht sie zu individuis sociālibus. So gesehen kann Gesellschaft nicht ohne Individuum gedacht werden und vice versa.

Wie Gesellschaft verstanden werden kann, bleibt noch unklar, die daraus resultierende Frage lässt sich jedoch folgendermaßen formulieren:

Was ist das für ein Gebilde, diese ›Gesellschaft‹, die wir alle miteinander bilden und die dennoch niemand von uns, die nicht einmal wir alle zusammen, so wie sie heute besteht, gewollt und geplant haben, die nur besteht, weil viele Menschen vorhanden sind, und nur in Gang bleibt, weil viele einzelne Menschen etwas wollen und tun, und deren Aufbau, deren große geschichtliche Transformationen dennoch offenbar nicht von dem Willen einzelner abhängen? (Elias, 2003, S. 17)

Im ersten Teil der Frage lucidiert ein basales Desiderat der Sozialwissenschaften, nämlich Gesellschaft sowie die damit verbundenen Kategorien fassen zu können. Insbesondere für aktuelle Gesellschaftstypen ist es mitunter kaum möglich, eine Gesellschaftsform exakt aus Gegenwartsanalysen herauszuarbeiten. Vielmehr können nur idealtypische Annäherungs-Modelle konstruiert werden, die ihre Legitimation ex post erhalten (können). Es ist durch soziokulturelle Fortentwicklung schwer und wird zunehmend schwieriger, Gesellschaft in aller Gänge zu erfassen und beschreiben. Vielmehr scheint es sinnvoll, um bei Elias zu bleiben, die Formen dieses Miteinanders zu durchleuchten, um so Annäherungen an ein allgemeines Verständnis von Gesellschaft im von Kontingenz durchzogenen Bereich menschlichen Zusammenlebens zu erreichen.⁴

Der zweite Teil der Frage bezieht sich auf die Modalitäten, die eine Gesellschaft beziehungsweise einen Gesellschaftstypen erzeugen. Der Begriff »Gesellschaft« verdeutlicht dies bereits, denn „[...]er verwirklicht sich nur durch die Individuen hindurch, ist aber auf sie, eben als ihre Relation, nicht zu reduzieren und ist auf der anderen Seite auch nicht als ein an sich seiender reiner Oberbegriff zu fassen“ (Adorno, 2003 b, S. 69). Damit bleibt Gesellschaft prozessual. Es kann gegebenenfalls ein Gesellschaftsbild, als Momentaufnahme mit besonderem Fokus, untersucht werden, Gesellschaft im Allgemeinen ist jedoch als kontinuierlicher wie unendlicher Wandel, der sich aus dem menschlichen Miteinander ergibt und den verschiedene Faktoren in verschiedener Gewichtung beeinflussen, zu verstehen. Für den Begriff »Gesellschaft« lässt sich im Allgemeinen festhalten, „[...] daß er eine Art von Wechselwirkung zwischen den Individuen und einer ihnen gegenüber sich verselbstständigten Objektivität darstellt[...]“ und daher dialektisch zu denken ist. (Adorno, 2003 b, S. 69)

Im ersten Teil Elias' Frage wird der Blick auf das Ganze gelegt, wohingegen er daran anknüpfend die Teilprozesse des Wollens und Tuns anspricht. Methodo-

⁴ Die Liste gegenwärtiger Gesellschaftsmodelle bzw. -beschreibungen kann daher nicht abgeschlossen sein – Pollak (2014, S. 14) zählt beispielsweise 49 verschiedene Konzeptionen auf, an die er ein „u.v.a.m.“ hängt.

logisch unterliegt dem jedoch, dass eben analytisch nur Teilprozesse beschrieben werden können, da Beobachtungen immer mit den blinden Flecken innerhalb der eigenen, eingenommenen Perspektive konfrontiert sind. Aufgrund der Verfangenheit selbst Teil der zu analysierenden Gesellschaft zu sein, können gewisse Dinge vom Analysanden de facto nicht wahrgenommen werden – bei gesamtgesellschaftlichen Beschreibungsversuchen noch weniger als bei spezifizierten, die zumindest a priori sich diese blinden Flecke zugestehen müssen, da sie nur unter Verwendung bestimmter Kategorien zuvor Konturiertes untersuchen.⁵ Funktionale Ausdifferenzierung von Gesellschaft bestärkt dies adaptiv, Adorno legt beispielsweise Gesellschaft als basales Prinzip den (Waren-)Tausch zu Grunde, nämlich „[...] daß die Gesellschaft, die vergesellschaftete Gesellschaft, eben nicht bloß ein solcher funktionaler Zusammenhang zwischen den vergesellschafteten Menschen ist, sondern, daß sie wesentlich, als eine Voraussetzung, bestimmt ist durch den Tausch“ (2003 b, S. 57). Er weist darauf hin, dass es sich um eine – wenn nach wie vor grundlegende – Voraussetzung von Gesellschaft handelt, aber es nebenher eben andere Kausalitäten gibt respektive geben kann. Von welcher Bedeutung Tausch ist, zeigt sich nicht nur im Warentausch an und für sich, sondern auch in einfacher menschlicher Kommunikation, die letzten Endes als ein Tausch von Informationen beschrieben werden kann. In den Konzeptionen einer Wissens- oder Informationsgesellschaft kann jedoch dieser Austausch zum Warentausch werden.

Damit bleibt zu klären, inwiefern es möglich ist, Gesellschaftsentwürfen Gemeinsamkeiten innerhalb ihrer theoretischen Konzeptionen zu entnehmen. Im hinteren Teil Elias' Fragestellung lassen sich mehrere Faktoren hierfür ableiten: Einerseits ist es die Gesamtmenge von Menschen, die Gesellschaft formieren – eben dieses Wollen und Tun der vielen Einzelnen und die scheinbar doch nicht vom Willen einzelner gestaltete Transformation. Andererseits sind diese Transformationen historisch bedingt. Eine Gesellschaft wird immer zu dem, was sie ist, durch historische Entwicklungen. Vereinfacht lässt sich dies anhand der Trennung Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg, bis hin zur Wiedervereinigung und den in den jeweiligen Staaten implementierten Regierungssystemen, nach-

⁵ Bourdieus (1998 a) methodologische Überlegungen der doppelten Brüche oder die Rolle des Beobachtens bei Luhmann verdeutlichen dies. „Autopoietische Systeme können durch andere Systeme, aber auch durch sich selbst beobachtet und beschrieben werden; und Beobachten/Beschreiben heißt nichts anderes als Beziehen auf eine Differenz unter Voraussetzung von Limitationalität, das heißt: auf Differenz in einem auch anders möglichen Unterscheidungsbereich [...]“ (1981, S. 359). Ebenfalls die Negative Dialektik respektive Kritische Theorie, die mehr oder minder analog zu Bourdieu im „dialektischen Durchleuchten“ versucht jene Problematik zu lösen, ist hier anschlussfähig. Adorno selbst äußert sich folgendermaßen: „Der dialektische Kritiker an der Kultur muß an dieser teilhaben und nicht teilhaben“ (2008, S. 198), denn „[d]ie Alternative, Kultur insgesamt nur von außen, unter dem Oberbegriff der Ideologie in Frage zu stellen, oder sie mit den Normen zu konfrontieren, die sie selbst auskristallisierte, kann die kritische Theorie nicht anerkennen“ (2008, S. 195).

zeichnen: Westdeutschland entwickelte sich einerseits zu einer für westliche Nationen typischen, postindustriellen, wohingegen Ostdeutschland realsozialistische Gesellschaftsformation wurde. Nach dem Zusammenbruch der DDR wurde die ostdeutsche Gesellschaftsformation im Zug der Wiedervereinigung Teil des westdeutschen Systems. Dies stellt jedoch nur eine Möglichkeit dar, auf politisch-ideologischer Ebene Gesellschaftsformen zu beschreiben. Oftmals einleuchtender wird es, wendet man sich weiteren Faktoren zu.

Bestimmte Gesellschaftstypen, wie beispielsweise eine Feudalgesellschaft, eine Ständegesellschaft oder eine Industriegesellschaft, sind aus historischer Perspektive nachvollziehbar.⁶ „Aber daß jegliche Form der Repression, je nach Stand der Technik, zur Erhaltung der Gesamtgesellschaft erfordert war und daß die Gesellschaft, so wie sie ist, trotz aller Absurdität doch ihr Leben unter den bestehenden Verhältnissen reproduziert, bringt objektiv den Schein ihrer Legitimation hervor“ (Adorno, 2008, S. 191). Es gibt bestimmte übergreifende Transformationen von Gesellschaft und diese müssen nicht zwingend kongruent verlaufen. Eine zumindest für den Westen gültige »Standardentwicklung« scheint von einer Agrargesellschaft hin zu einer Industriegesellschaft, was sich anhand der Geschichte der meisten westlichen Länder rekonstruieren lässt. *„Ähnlich wie im 19. Jahrhundert Modernisierung die ständisch verknöcherte Agrargesellschaft aufgelöst und das Strukturbild der Industriegesellschaft herausgeschält hat, löst Modernisierung heute die Konturen der Industriegesellschaft auf, und in der Kontinuität der Moderne entsteht eine andere gesellschaftliche Gestalt“* (Beck, 1986, S. 14). Im Anschluss daran befindet man sich in der jüngeren Vergangenheit oder Gegenwart – meist spricht man von sogenannten postindustriellen Gesellschaften, was bedeutet, als dass die »historische« Formation Industriegesellschaft überschritten wurde und es sich um eine neuere Ausprägung handelt.⁷ Problematisch wird die zeitliche Perspektive der zu analysierenden respektive klassifizierenden Gesellschaft. Das von Beck

⁶ Auch die geschilderten Gesellschaftsformationen sind nach wie vor auffindbar. Inwieweit eine bestimmte Gesellschaftsform kulturellem »Fortschritt« entspricht, ist an dieser Stelle nicht zu diskutieren. Insbesondere in Nachfolge Foucaults und basierend auf den Postcolonial Studies (bspw. Hall, 1989, S. 150–172) sollte klar sein, dass »kultureller Fortschritt« ein wackliges Konstrukt, perspektivenabhängig und von Machtdeterminanten durchzogen ist.

⁷ In etwa zeitgleich mit dem Auftreten der »Medien-Bindestrchwissenschaften« rückte der Begriff »Postmoderne« ins Zentrum wissenschaftlicher Diskurse. Wie oben anhand von Medien geschehen, lohnt sich ein Blick auf das lateinische Präfix »post-«. Denn, und dies ist eine gern übersehene Semantik, »[d]as ›Post‹ indiziert sowohl ein temporales ›Nach‹, wie ein inhaltliches ›Darüberhinaus‹“ (Pollak, 1993, S. 196). Die dargelegte Untersuchung schließt sich Pollaks (1993) Auseinandersetzung mit dem Begriff Postmoderne und dessen sich in Paradoxien auflösende Definitionsschwierigkeiten an. An dieser Stelle interessant und unter Umständen für die gesellschaftlich-kulturelle Entwicklung ableitbar, ist, dass diese Präfixe exakt jene »Ungenauigkeit« implementieren, die die unten beschriebenen gesellschaftlichen Entwicklungen mit sich trugen. Dies bedeutet, dass anstelle einer genauen Definition die durch das Heranziehen eines Präfixes zunächst gewährleistet sein sollte, eben das genaue Gegenteil zum Fall wird: Medien werden zum Forschungsprogramm mehrerer Wissenschaftszweige – eine reine Medienwissenschaft wäre genau so wenig möglich, sie

(1986, S. 12) zurecht kritisierte Präfix »post« – er erhebt es sogar zum Thema seines Buches „Risikogesellschaft“ – scheint einherzugehen mit jenen Problematiken, gegenwärtige Gesellschaftskonstellationen zu beschreiben. „Denn nicht nur unterliegt Gesellschaft einem zeitlichen, d.h. einem geschichtlichen Verlauf, in dem sie sich verändert und zu jeweils neuen konkreten Diagnosen nötig, sondern der jeweils gegenwärtige Stand der Gesellschaft verändert selbst jene Zeit, die im Allgemeinen als Strom der Geschichte gedacht wird [...]“ (Braunstein & Müller-Doohm, 2011, S. 248). Um Becks Argumentation aufzugreifen und mit Elias zu verbinden, bedeutet dies, dass bestimmte gesamt- oder teilgesellschaftliche Tendenzen in actu noch kaum auszumachen sind, jedoch gesamtgesellschaftlich-evolutorische Änderungen im reziproken Verhältnis von Mikroebene (Individuum), Mesoebene (Kultur) und Makroebene (Gesellschaft) bedingen.

Beschreiben lässt sich dies folgendermaßen: Auf der Mikroebene wird etwas erfunden oder eine neue kulturelle Praxis hervorgebracht. Beispielsweise könnte das eine neue Website sein, um sich mit Freunden zu vernetzen. Diese Website hat einen kontinuierlichen Mitgliederzuwachs und nach zunächst zögerlich-explorativem Umgang mit der Site institutionalisiert sich dieser zunehmend. Es werden Regeln aufgestellt, Handlungspraxen etabliert, das Ganze wird routinisiert, später institutionalisiert – Mesoebene. Bereits nach ein paar Monaten oder Jahren ist der Umgang gewohnt, in alltägliches Handeln wie gegebenenfalls auch in Wissenschaft eingegangen und wird oftmals unhinterfragt den nachfolgenden Generationen weitervermittelt. Er hält Einzug in die Makroebene, von wo aus der Kreislauf durch den Einfluss der Makro- auf die Mikroebene von vorne beginnt.⁸ Detaillierter stellen diesen Prozess Berger und Luckmann (2010) in ihrem Klassiker zur Wissenssoziologie „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ dar. Zusammenfassend lässt sich festhalten, was Berger und Luckmann am Beispiel des Spracherwerbs herausarbeiten, sich aber ohne weiteres auf die erwähnten Beispiele übertragen lässt: „Je subjektiv einleuchtender die Kontinuität von ursprünglichem zu neuem Wissen mittels solcher Methoden wird, desto kräftiger ist der Wirklichkeitsakzent, den sie setzen“ (2010, S. 154).

Innerhalb dieses Prozesses entstehen die zuvor beschriebenen *individua socialia* und damit Gesellschaft (*societas*)⁹. Letzten Endes verstärkt genau dies das analytische Problem, dass es bei Zeitdiagnosen schwierig bleibt, jene Tendenzen

braucht ihre Bezugswissenschaften – und ein »Post« meint nicht zwingend die *einzigste* formal-logische, nächste Stufe: „Die Polysemie im ›Post‹ als ›Darüberhinaus‹ meint auch hier ein ›Nach‹; meint aber vor allem ein ›Hyper‹ im Sinne einer Übersteigerung, und meint ein ›Kontra‹ im Sinne eines ›Dagegen‹“ (Pollak, 1993, S. 196).

⁸ Ein weiterer, nicht zu unterschätzender Punkt ist die potentielle Diskrepanz zwischen intendierten Handlungen seitens der Entwickler und den realiter stattfindenden medial-kulturellen Handlungspraxen im Alltag, was beispielsweise Bausinger (1983) mit seinen Forschungen zur Mediendomestizierung einleuchtend kollationiert.

⁹ Georges definiert den lateinischen Begriff als „jede Gesellschaft, Verbindung mit anderen im Guten und Bösen, die Teilnahme, Gemeinschaft, das Bündnis, Komplott, die Verbin-

aufgrund der eigenen Verfangenheit – als Kind seiner Zeit – zu erkennen. Beispielsweise kann es sein, dass Analysanden jene oben als Beispiel verwendete Website als kulturelle Praxis nicht in die Forschung integrieren, da einerseits der Umgang noch nicht weit genug verbreitet ist; er andererseits schon so alltäglich ist, dass er nicht auffällt oder sich noch nicht absehen lässt, dass jene kulturelle Handlungspraxis innerhalb eines weiteren Zeitraums basale gesellschaftliche Elemente grundlegend verändern wird. Und eben, dass zwischen den Rändern routinierter respektive institutionalisierter Interaktionen ein großer Kontingenzraum besteht, der sich erheblich auf die verschiedenen Ebenen auswirken kann. Neue, nichtintendierte Handlungsroutrinen können sich etablieren, dabei gewohnte Nutzungsmuster abwandeln oder sich gar völlig andere und neue entwickeln. Betrachtet man Kultur als Bindeglied der drei Ebenen, stellt sie den Mesobereich, wirkt aber auf allen anderen Ebenen mit, durchtränkt diese. Ein genauere Blick auf Kultur verdeutlicht dieses Verhältnis.

Kultur, vom lateinischen *cultura* kommend, bedeutet zunächst Landbau und Pflege. (Hejl, 2013, S. 413–415) Ähnlich wie bei den erörterten Begriffen ist diese erste Definition zu oberflächlich: Vielmehr ist Kultur pluralistisch als „ein lockerer Verbund von Bildern, Themen, Werten und Handlungsfiguren, die in einer Gesellschaft wirksam sind: ein Verbund, der soziale Prozesse und ihre Strömungen ebenso elastisch übergreift, wie er sie in Bewegung hält, ihnen entgegentritt, sich ihnen amalgamiert“ (Lipp, 2014, S. 98), zu begreifen. Der prozessuale Charakter von Kultur bestimmt damit – ähnlich wie bei Gesellschaft – diese selbst und im Weiteren Gesellschaft. Neben nahezu unendlichen Interpretations- wie Interaktionsmustern innerhalb aller Ebenen, kann Kultur als autopoietische Basis für Gesellschaft betrachtet werden – anders formuliert: Erst durch kulturelle Prozesse entsteht Gesellschaft.

Es gibt nicht *die* Kultur; es gibt kulturelle Prozesse. Sie sind Medium für das Leben der Gesellschaft schlechthin: das Dasein der Individuen, soziale Aktivitäten, in die es eingebettet ist, institutionelle Formen und Kulturschöpfungen im engeren Sinn, die überall symbolisch getönt sind und in immer neuen – pluralen – Akten der ›Feststellung‹ – des Zurechtdefinierens der Bedeutungen, die zugleich anhaften an ihnen und in ihnen schon wesen – neue situationsgerechte Gestalt erhalten. (Lipp, 2014, S. 121)

„dung unter den Völkern einer Sprache, Nationalverbindung, die Verbindung durch Ehe und Blutsverwandtschaft“ (1976, Sp. 2701). Auch hier wird das Prozesshafte deutlich und verweist auf die miteinhergehende aktive Komponente. Gesellschaft bedarf ihrer Individuen, um überhaupt existieren zu können, diese hingegen benötigen Gesellschaft. Oder wie Adorno es mitsamt dem Prozess immanenter Problematiken auf den Punkt bringt: „Der Mensch hat eine Neigung sich zu vergesellschaften: weil er in einem solchen Zustande sich mehr als Mensch [...] fühlt. Er hat aber auch einen großen Hang sich zu vereinzeln (isolieren[sic!]): weil er in sich zugleich die ungesellige Eigenschaft antrifft, alles bloß nach seinem Sinne richten zu wollen, und daher allerwärts Widerstand erwartet, so wie er von sich selbst weiß, daß er seinerseits zum Widerstande gegen andere geneigt ist“ (2013 a, S. 255).

Kultur als prozessuales Gewebe zwischen den jeweiligen Ebenen konturiert diese zwar einerseits, schafft jedoch andererseits enorme Kontingenz die sie selbst zu reduzieren versucht. Insbesondere innerhalb der Mesoebene offenbart sich dies in den individuellen Handlungsrouninen. Bestimmte Handlungsmuster sind allen Teilnehmern einer Gesellschaft bekannt, in der tatsächlichen Ausführung jedoch kommt es zu individuellen Unterschieden.

Verbildlichen lässt sich dies anhand einer Alltagssituation: Ein Mensch hat Hunger. Im ersten Moment handelt es sich dabei um ein natürliches Bedürfnis, das alle Menschen teilen. Man muss essen, um zu leben. Denkt man einen Schritt weiter, greifen augenblicklich und unumgänglich kulturelle Prozesse. Man überlegt zunächst, wie spät es denn gerade sei und ob man sich nach Essenszeiten; Öffnungszeiten; spezifischen Traditionen, die die Ernährung betreffen; einer der Zeit angebrachten Art der Speise; einem möglicherweise vereinbarten Treffen; der Wahl zwischen einem Besuch im Restaurant, Supermarkt oder vor Ort verfügbarer Produkte; der aktuell gehaltenen Diät, um gesellschaftliche Normen zu berücksichtigen; dem aktuell verfügbaren Geld, um für das Essen zahlen zu können oder mehr, zu richten habe. Für die Entscheidung der hungrigen Person bleibt eine beinahe unendliche Bandbreite an Überlegungen – Dinge wie Sprache beim Bestellen, Wahl des jeweiligen Spezifikums, die Fähigkeit zum »Lesen« und Verstehen der zugehörigen Symbole und Zeichen usf. wurden im Beispiel noch nicht einmal berücksichtigt. Dieses Gedankenexperiment macht deutlich, dass es schwer sein müsste, bestimmte Handlungen exakt vorherzusagen. Und doch verhalten sich bestimmte Personen und Gruppen in bestimmten Kontexten ähnlich, was die Verwobenheit der einzelnen Ebenen wieder sichtbar macht. Es kann jedoch genauso gut sein, dass eine Person über Jahrzehnte hinweg eine flexitarische Diät bevorzugt und, durch Zufälle bestimmt, vom einen Tag auf den anderen zu einer vegetarischen oder veganen Ernährung wechselt. Diese Prozesse wiederum können dann, vom Individuum ausgehend, über die Mesoebene hinweg auf Gesellschaft wirken und neue, möglicherweise alternative kulturelle Normen produzieren. Tendenzen bleiben beobachtbar, der eigentliche (gesamtgesellschaftliche) Wandel bleibt meist erst im Nachhinein verstehbar. Kultur entfaltet sich entlang der Gesellschaft intra- wie interindividuell innerhalb eines von Kontingenz durchzogenen Rahmens, der (partiell) institutionalisierten Routinen folgt, reziproke Entwicklungsprozesse zwischen Individuum und Gesellschaft anstößt und die vorhandene Kontingenz zu reduzieren versucht.

Die verschiedenen Formen der Kultur werden nicht durch eine Identität in ihrem inneren Wesen zusammengehalten, sondern dadurch, daß sich ihnen eine gemeinsame Grundaufgabe stellt. Wenn es in der menschlichen Kultur ein Gleichgewicht gibt, dann läßt es sich nur als dynamisches, nicht als statisches Gleichgewicht beschreiben; es ist das Ergebnis eines Kampfes zwischen gegensätzlichen Kräften. (Cassirer, 2007, S. 337).

Wie aber kann man unter diesen Bedingungen versuchen Gesellschaft annähernd zu fassen? Vowe (2008) stellt heraus, dass jedes Gesellschaftskonzept be-

stimmten Dimensionen unterliegt. Mit einer sachlichen, einer sozialen und einer zeitlichen Determinante konstruiert er eine dreidimensionale Struktur dafür. (Vowe, 2008, S. 48) Die zeitliche Dimension wurde bereits angesprochen; es geht darum, zu bestimmen, woher eine Gesellschaftsformation kommt und wohin sie geht, sich bewegen könnte – kurz: ihre mögliche Zukunft. Ein zentraler Punkt hierfür lässt sich aus obiger Analyse ableiten, nämlich dass industrielle Produktion zunehmend ausgelagert wird und Dienstleistungen eine zentrale Stellung in aktuellen Gesellschaftsformationen annehmen. In Verbindung damit gewinnen zunehmend Kommunikation und die zugehörigen Technologien an Bedeutung. Ausmachen lässt sich dies unter anderen an den Produktivkräften die eine Gesellschaft antreiben.

Die stofflichen Eigenschaften der Produktivkräfte bestimmen in hohem Maße darüber, wie ein bestimmter Gegenstand produziert werden kann. Von ihnen hängt in entscheidendem Maße ab, ob ein bestimmter Sektor oder ein bestimmtes Verfahren in der kapitalistischen Produktion ‚rentabel‘ ist: das ist abhängig nicht nur von den technischen Bedingungen des Produktionsprozesses sondern ebenso von den intellektuellen, psychischen und körperlichen Möglichkeiten der Menschen. (Hagemann-White & Wolff, 1975, S. 25)

Aus der Historie einer Gesellschaft ergeben sich ebenfalls die beiden weiteren Determinanten. Insbesondere die sachliche steht mit den zeitlich gewachsenen Produktivkräften in Verbindung. Bestimmte technologische Entwicklungen – entstanden aus dem reziproken Verhältnis von Mikro-, Meso- und Makroebene – steuern eine gesellschaftliche Formation. Dass diese Kraft heute vor allem Informations- und Kommunikationstechnologien zukommt, steht außer Frage. Als basaler Bestandteil sind sie mitverantwortlich für den gesellschaftlichen Fortbestand. Deutlich wurde dies in einem Urteil des Bundesgerichtshofs aus dem Jahr 2013. Dort heißt es: „Der überwiegende Teil der Einwohner Deutschlands bedient sich täglich des Internets. Damit hat es sich zu einem die Lebensgestaltung eines Großteils der Bevölkerung entscheidend mitprägenden Medium entwickelt, dessen Ausfall sich signifikant im Alltag bemerkbar macht“ (Bundesgerichtshof [BGH], 2013). Die zentrale Bedeutung der Informations- und Kommunikationstechnologien ist am Beispiel dieses Urteils kaum abzustreiten. Vielmehr bildet es den Kern der sachlichen Determinante aktueller Gesellschaftskonzeptionen, aber ebenso die prägende Kraft hinsichtlich der sozialen. Einerseits ist das Internet an Entwicklungsprozessen sämtlicher Ebenen beteiligt, andererseits weist es auf den gesellschaftsimmanenten Tauschwert von Kommunikation und Information hin. Für die soziale Determinante, die „[...] entscheidende Merkmale sozialer Ungleichheit in einer Gesellschaft [benennt]“ (Vowe, 2008, S. 48), zeigen sich im BGH-Urteil klare Verhältnisse: Wer vom Internet abgetrennt ist, befindet sich in einer prekären Situation – man kann zu gewissen Teilen nicht mehr an der Alltagskommunikation moderner Gesellschaftsformationen teilnehmen. Wie bedeutend Kommunikationstechnologien im gesellschaftlichen Prozess sind, erkannte schon der frühe Marx Ende des 19. Jahrhunderts. Er analysierte, „wie der Grund-

eigentümer alle Vorteile der Gesellschaft exploitiert“, wobei er erwähnt „wie die Grundrente mit Eisenbahnen, etc. mit der Verbesserung und Sicherheit und Vervielfachung der Kommunikationsmittel steigt“ (2005, S. 43). Informations- und Kommunikationstechnologien waren zu dieser Zeit noch weit von heutigen Möglichkeiten entfernt, es gab jedoch Tendenzen, die zunehmende Bedeutung von Kommunikation und den zugehörigen Medien in einer wachsenden Gesellschaft zu erkennen. Auch dies lässt sich rückblickend aus der Marx’schen Argumentation ableiten, wenn er schreibt: „[d]ie größere Nachfrage nach Rohprodukten und daher die Erhöhung des Werts kann teils aus der Vermehrung der Bevölkerung und der Vermehrung ihrer Bedürfnisse hervorgehen“ (2005, S. 44). Im Anschluss an Marx kann für aktuelle Gesellschaftsformationen konstatiert werden, dass Kommunikation, die axiomatisch auf Wissen basiert, zum Rohprodukt wird, aus dem sich wiederum umgekehrt, Daten und Informationen nach Verarbeitung ziehen lassen. Gewissermaßen entsteht damit ein autopoietisches System, das zwischen Kommunikation, also Informationsgenerierung, und Informationsverarbeitung anzusiedeln ist. „Selbstverständlich kommt Kommunikation nur dank einer ständigen Kopplung mit Bewusstseinssystemen zustande; [...] aber die laufende Reproduktion von Kommunikation durch Kommunikation (Autopoiesis) spezifiziert sich selbst und wird im eigenen Netzwerk konditioniert [...]“ (Luhmann, 2005, S. 165). Dies findet sich ebenfalls im Urteil des Bundesgerichtshofs aus dem Jahr 2013 wieder:

Die Nutzbarkeit des Internets ist ein Wirtschaftsgut, dessen ständige Verfügbarkeit seit längerer Zeit auch im privaten Bereich für die eigenwirtschaftliche Lebenshaltung typischerweise von zentraler Bedeutung ist. Das Internet stellt weltweit umfassende Informationen in Form von Text-, Bild-, Video- und Audiodateien zur Verfügung. Dabei werden thematisch nahezu alle Bereiche abgedeckt und verschiedenste qualitative Ansprüche befriedigt. So sind etwa Dateien mit leichter Unterhaltung ebenso abrufbar wie Informationen zu Alltagsfragen bis hin zu hochwissenschaftlichen Themen. Dabei ersetzt das Internet wegen der leichten Verfügbarkeit der Informationen immer mehr andere Medien, wie zum Beispiel Lexika, Zeitschriften oder Fernsehen. Darüber hinaus ermöglicht es den weltweiten Austausch zwischen seinen Nutzern, etwa über E-Mails, Foren, Blogs und soziale Netzwerke. Zudem wird es zunehmend zur Anbahnung und zum Abschluss von Verträgen, zur Abwicklung von Rechtsgeschäften und zur Erfüllung öffentlich-rechtlicher Pflichten genutzt. (BGH, 2013)

Wichtig erscheint daher abschließend ein detaillierter Blick auf die soziale Determinante. Vor allem der Umgang mit Technologie ist im zu untersuchenden Kontext von besonderer Bedeutung, was beispielsweise Zillien (2009, S. 138–139) analysiert:

Sie unterscheidet zwischen Verfügbarkeit des technologischen Internetzugangs sowie der Verfügbarkeit digitaler Kompetenzen. Die Art des Internetzugangs, beispielsweise mobil via Smartphone oder lediglich stationär am Computer, deutet auf erste, markante Unterschiede in der Nutzung. Dies kann sich in Form spezifischer Kompetenzen seitens der User äußern und soziale Vor- wie Nachtei-

le zur Folge haben kann. Ein Schüler A, der bereits früh Zugang zu aktuellen Informations- und Kommunikationstechnologien erhält, wird diese mit Sicherheit anders nutzen, als ein Schüler B, dem diese Möglichkeiten unter Umständen eben nur in der Schule und dort nur stationär zugänglich sind. Schüler A kann beispielsweise Angebote des mobilen Internets routiniert nutzen, die Schüler B unter Umständen nur aus der Theorie bekannt sind. Befinden sich die Beiden auf einem Klassenausflug, kann Schüler A sich zusätzlich Informationen zu bestimmten Orten oder kulturellen Eigenheiten wie Umgangsformen oder Sprache beschaffen und selbst im Fall eines Verlorengehens mit Hilfe einer Karten-App sowie gespeicherter Adresse problemlos aufschließen. Schüler B hingegen muss sich diese Informationen auf anderem, meist schwierigerem, Weg aneignen. Das gewählte Beispiel lässt sich knappe zehn Jahre zuvor auf den Besitz eines Reiseführers übertragen; vergleicht man die Möglichkeiten, die ein Smartphone bietet mit denen eines Reiseführers, hält dieses sichtlich mehr bereit. Allein was die interaktive Nutzung anbelangt. „Die schichtspezifische Nutzung des Internets führt somit zu wachsenden sozialen Ungleichheiten. Diese Ungleichheiten zu Ungunsten der niedrigeren Statusgruppen lassen sich durch die Verbesserung der internettechnischen Ausstattung und die Erhöhung der digitalen Kompetenzen zwar möglicherweise abmildern, aber keinesfalls beseitigen“ (Zillien, 2009, S. 242). Wissen und Bildung stehen in Abhängigkeit des Zugangs zu Technologien und selbst wenn *alle* über einen Zugang zum Internet verfügen, muss dies noch lang nicht bedeuten, dass dieser für alle gleich ist. Der Umgang mit Information hat sich durch das Internet maßgeblich geändert und mit ihm Lernen und Bildung.

Bunz führt hierzu drei Thesen auf:

Erstens: Es gibt nicht länger die eine autoritative Stimme, die eine Information zu einem Fakt erklärt, sondern einen Chor vielfältiger Stimmen. *Zweitens:* Digitale Fakten sind einfach mit anderen Fakten zu verbinden und lassen sich auf die unterschiedlichsten Weisen darstellen. *Drittens:* Informationen schwärmen aus, sie überziehen unsere Welt, wo wir gehen und stehen. Wissen muss nicht länger auf Vorrat gelernt werden, sondern wird bei Bedarf mit der gewünschten Genauigkeit aktiviert. (2012, S. 38)

Allen drei Punkten ist gemeinsam, dass sie auf momentane gesellschaftliche Verhältnisse zutreffen, aber nicht die Notwendigkeit von Fähigkeiten respektive Wissen für einen adäquaten Umgang implizieren. Schnell ließen sich Szenarien leeren Wissens anknüpfen: „Zwischen den Einzelnen, dessen echter Erfahrungskreis [...] stets sehr eng ist, und die unübersehbaren, schicksalhaften Vorgänge, die sich aus den sozialen, wirtschaftlichen und politischen Superstrukturen heraus entwickeln, tritt notwendig eine Zwischeninstanz: die ‚Erfahrung aus zweiter Hand.‘“ (Gehlen, 2007, S. 53). Die gegenwärtige Gesellschaftsformation zeigt jedoch im gleichen Maß, dass man sich in ihr nicht mehr zurechtfinden kann, ohne auf leeres Wissen zurückzugreifen. Etwas radikaler formuliert dies Münker in Anlehnung an Luhmann: „Für eine von Massenmedien geprägte Gesellschaft

muß die Konsequenz dann lauten: Weil unsere Welt die Welt unserer Medien ist, ist unsere Wirklichkeit eine Realität der Massenmedien [...]: ›Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien‹ (2009, S. 34). Allerdings wäre es ein voreiliger Trugschluss, diesen Wandel gänzlich den (Massen-)Medien zuzuschreiben. Denn „[d]as, was man früher vom Hörensagen erfuhr, wird heute zunächst einmal von der Informationsindustrie vermittelt, [...] in Erzählungen, Berichten, Mitteilungen [...], [...] die zum größten Teil wieder auf Informationen aus den ›Massenmedien‹ zurückgehen [...]“ (Gehlen, 2007, S. 53–54). Dieser »sanfteren« Formulierung lässt sich eine Unterscheidung zwischen Primär- und Sekundärerfahrungen entnehmen, die im Umgang mit den von Buzsáki angeführten Punkten wichtig wird. Primärerfahrungen sind Erfahrungen, die alle Individuen in ihrer direkten Umwelt machen. Sie werden auf einer ersten Ebene vom Individuum gemacht und dann auf einer nächsten durch es verarbeitet. Sekundärerfahrungen werden hingegen als medial vermittelt erlebt und können an Primärerfahrungen geknüpft werden. Adorno bringt dies in seiner Theorie der Halbbildung mit folgender Definition auf den Punkt, wenn er festhält „[...] Bildung ist nichts anderes als Kultur nach der Seite ihrer subjektiven Zueignung“ (2006, S. 9). Hier zeigt sich, wie er im Folgenden schreibt, dass Kultur Doppelcharakter besitzt. An dieser Stelle von höherer Bedeutung bleibt, dass es sich um einen subjektiven Prozess handelt, der vom Individuum selbst auszugehen hat. „Ihr Maß hat Bildung im Individuum selbst, und sie ist bei aller notwendigen Unterstützung letztlich immer das, was Menschen aus sich machen – mit Unterstützung durch andere und mit Hilfe des sogenannten Bildungssystems“ (Dietrich, Krinninger & Schubert, 2012, S. 25). Adorno bestimmt Halbbildung in Abgrenzung zu Unbildung und ergänzt: „Andererseits kennt Halbbildung, als entfremdetes Bewußtsein wiederum kein unmittelbares Verhältnis zu irgend etwas, sondern ist stets fixiert an die Vorstellungen, welche sie an die Sache bringt“ (2006, S. 54–55). Hier zeigt sich, wie bei Zillien und Gehlen, dass sowohl Primärerfahrung im Umgang mit Informations- und Kommunikationstechnologien von zentraler Bedeutung sind, als auch ein an Sekundärerfahrungen geknüpfter Bildungsbezug es wird. „Zur Erfahrung gehört vielmehr, daß man sie selber, ‚am eignen Leibe‘, gemacht hat“ (Bollnow, 2013, S. 22). Dialektisch verhaftet bleibt man jedoch in jener Paradoxie, Halbbildung nie gänzlich entrinnen zu können. Momentane Gesellschaftsformationen lassen zwar Primärerfahrung in der Weltaneignung zu, später ist man jedoch zunehmend mehr auf medial vermittelte Informationen und damit Sekundärerfahrungen angewiesen. Mit Kant lässt sich dies zusätzlich argumentativ ergänzen, betrachtet man seine Auseinandersetzung mit den Begrifflichkeiten Meinen, Glauben und Wissen: „*Meinen* ist ein mit Bewußtsein sowohl subjektiv, als objektiv unzureichendes Fürwahrhalten. Ist das letztere nur subjektiv zureichend und wird zugleich für objektiv unzureichend gehalten, so heißt es *Glauben*. Endlich heißt das sowohl subjektiv als auch objektiv zureichende Fürwahrhalten das